

## Feierliche Rede von Friedrich Münch

am 15. Juli 2006 auf dem Harriersand

ausgegraben von Lutz Liffers



Liebe Freunde und liebe Freundinnen,

es erscheint mir selbst ein wenig wunderlich, wenn ich heute, fast 130 Jahre nach dem Erscheinen meines überaus erfolgreichen Büchleins „Die Amerikanische Weinbauschule“, hier auf Harriersand zu Ihnen sprechen darf. Als erfolgreicher Winzer und Weinbauunternehmer in den Vereinigten Staaten ist es mir eine große Freude, heute hier den Utopischen Weinanbau auf dem Harriersand zu begründen. Es ist natürlich kein Zufall, dass dies mit meiner bescheidenen Hilfe auf dem Harriersand geschieht.

Als 1877 die dritte, völlig umgearbeitete Auflage meines Weinbüchleins erschien, war ich schon 78 Jahre alt, ich war ein anerkannter Senator in den Vereinigten Staaten geworden, hatte das Glück in der neuen Welt gefunden – aber die Erinnerung an meine Auswanderung und auch an die kleine Insel Harriersand war mir immer noch präsent und meine Verbundenheit mit der Alten Welt blieb mir bis zu meinem Tode.

Auf dem langen, langen Weg hierher ins alte Europa brachen all diese Erinnerungen wieder auf, eine längst vergessene Wunde, eine alte fast vergessene Narbe, dieses Europa. Und als ich gestern in Bremerhaven zum erstenmal seit über 170 Jahren wieder das europäische Festland sah, vorbei am Leuchtturm Roter Sand auf Bremerhaven zuhielt, an einer ergreifend gigantischen Baustelle entlang – hier entsteht das C4, die größte Stromkaje der Welt, flüsterten meine Begleiter mir zu, und endlich am alten Hafen in Bremerhaven anlandete – vor mir das Schiffahrtsmuseum und das Deutsche Auswandererhaus – da war alles wieder da, als sei es gestern gewesen:

Friede den Hütten. Krieg den Palästen. Schrie es in mir. Ja, 1834 wühlte die Flugschrift von Georg Büchner und Ludwig Weidig meine hessische Heimat auf. Der Hessische Landbote war eine einzige furchtbare Anklage gegen die Obrigkeit. Die Justiz wurde als Hure der Feudalherren beschimpft. Und Büchner und Weidig spotteten, dass die Bauern und Bürger wohl am 5. statt wie die Fürsten am 6. Schöpfungstage geschaffen worden seien, denn die Bauern und Bürger würden doch wohl eher wie die Tiere behandelt. Friede den Hütten, Krieg den Palästen.

Die Obrigkeit war aufgebracht. Büchner musste nach Frankreich fliehen, wo immer noch trotz Robespierre und Danton der Geist der Revolution herrschte. In Wien verabredeten die alten Mächte eine weitere Verschärfung des Presserechtes. In Lyon rebellierten die Seidenweber, wenig später die in Schlesien, allerorten Maschinenstürmerei und verzweifelte Wut.

Doch auch die Zeit der alten Mächte geht zur bitteren Neige. Die gepuderten Fürsten sind Auslaufmodelle, die verzweifelt um sich schlagen. Doch die neue Zeit, die der abstrakten Kraft der Kapitalakkumulation folgt, nimmt Fahrt auf, und mit jeder Optimierung der Dampfkraft scheint sie mächtiger, stärker, unbesiegbarer zu sein. Während das Geschrei anschwillt, Spötter und Ankläger, Helden und Mitläufer, Utopisten und Forscher, Schwärmer und religiöse Fanatiker verzweifelt einen Zipfel des Mantels der Geschichte greifen wollen, nimmt die neue Zeit kühl und aufgeklärt Gestalt an:

1834 wird der Deutsche Zollverein gegründet, der Erfinder des Telefons Philip Reis wird geboren, in Bremen kommt Adolf Eduard Lüderitz zur Welt, der später als erfolgreicher Kaufmann die Grundlagen des Deutschen Kolonialismus in Deutsch-Südwest legen wird, in Geestemünde wird die Rickmers Werft gegründet, in Spanien wird 1834 (!) die Heilige Katholische Inquisition abgeschafft und das britische Königreich verbietet die Sklaverei, weil die Fabriken besser mit Lohnarbeitern funktionieren. In Kopenhagen wird der Vergnügungspark „Tivoli“ eröffnet.

Herrliche Zeiten verkündeten die neuen Mächtigen im alten Europa. Doch wir webten weiter, im düstren Auge keine Träne, Deutschland, wir weben Dein Leichentuch, wir weben hinein den dreifachen Fluch.

Wir hatten andere Pläne in diesen Zeiten und wir sahen keine Möglichkeiten mehr für uns, in Gießen, in Deutschland, im alten Europa eine neue Zukunft zu bauen.

So nahmen wir 1834 die lange beschwerliche Reise auf uns, von Gießen, nahmen Abschied vom Vogelsberg und Westerwald – wie vor uns schon so viele. Und wie alle Auswanderer hatten wir im Gepäck nur die Sehnsucht nach Freiheit und all die vergossenen Tränen aus dem Land, das nicht mehr unsere Heimat sein konnte.

Als wir 1834 Bremen erreichten, landeten wir in einer neuen Welt. Und ich habe in meinem Schreibtisch noch mein kleines Notizbüchlein gefunden, in dem ich meine ersten Eindrücke festgehalten habe.

„Bremen. Fremde kalte Stadt. Nichts von den lieblichen Hängen der Heimat, hier wächst kein Wein, nur trostlose braune Äcker. Alles Rübengewächs. Und doch: In der Luft liegt das Geschrei der Möwen, Salz, der Geschmack von Freiheit.

An der Schlachte, so nennen die Bremer ihren Hafen unterhalb der uralten Martinikirche, liegen unzählige Weserkähne, Schuten und Schiffchen. Kaufleute stehen vor ihren Kontorhäusern und überwachen, wie Küper und Träger die kostbaren Baumwoll- und Tabakballen in die Lagerhäuser verbringen. Es wird gerufen, geschimpft, geflucht und gerechnet – die ganze Kaje liegt voll mit den Reichtümern, die die Bremer Pfeffersäcke aus der neuen Welt ins alte Europa transportieren. Unermessliche Reichtümer vor unseren Augen.

Und zwischen all den Ballen und Kisten, Fässern und Paketen stehen abgerissene Matrosen, Lehrlinge der Kontorhäuser, Huren und feine Bürger und dazwischen toben armselige schmutzige Kinder, die meisten ohne Schuhe – „das sind Katholiken“ raunte man uns warnend zu.

Oberhalb des Hafens landen die Schiffe aus der Oberweser und bringen immer neue Auswanderer in die Stadt. Viele fremde Gesichter, Juden aus Galizien vor allem, aber auch aus Siebenbürgen, aus Österreich und dem fernen Russland.

Die Luft ist voll fremder Stimmen: Verzagte, verzweifelte, entschlossene – sie alle werfen einen Blick in den Himmel, der hier so tief hängt, dass der Turm Unser Lieben Frauen tiefe Risse in ihn kratzt.

Wenn hier in der Stadt sich der Strom der Menschen und Waren schon so rasend dreht, wie soll es erst in dem funkelneuen Hafen an der Geestemündung aussehen, den die Bremer erst vor wenigen Jahren für den Überseeverkehr gebaut hatten? Bald werden wir uns beim Schiffsmakler Delius einschiffen und einer neuen Zukunft entgegenreisen.“

Ja, so dachten wir damals. Aber das Schiff kam nie. Der gerissene Reeder hatte uns betrogen. Das versprochene Schiff war nicht reisefähig und so biwakierten wir einige Wochen auf dem Harriersand, wohin man uns brachte und wo man uns absonderte, denn auch in der Freien Hansestadt Bremen war zwar das Geschäft mit den Auswanderern beliebt, aber die Ideen, Träume und Utopien der Auswanderer galten auch hier als gefährliche Fracht.

Glücklicherweise kamen dann die meisten von uns doch noch heil in die Neue Welt und ich – das möchte ich in aller Bescheidenheit erwähnen – hatte die Ehre, als Senator des Staates Missouri am heiligen Kampf gegen Sklaverei und Unmündigkeit teilnehmen zu dürfen.

Sie können sich vorstellen, welche Überraschung und Freude es war, als mich über 170 Jahre nach diesen Ereignissen die Einladung erreichte, an diesem kleinen Festakt teilzunehmen. Und was für ein Festakt es ist: Wir wollen heute hier auf dem Harriersand einen Utopischen Weinanbau begründen – und das ist mir mehr als ein Vergnügen. Wie gern bin ich heute zu Ihnen gekommen! Am liebsten würde ich jetzt schon eine Flasche auf unser aller Wohl öffnen – aber hier in Norddeutschland ist es wohl nach folgender Regel: Erst die Rede, dann das Vergnügen. Ich werde mich fügen!

Denn – liebe Freunde – auch im Weinanbau braucht es Geduld, Beharrlichkeit und klarer Zielsetzungen. Für mich war deshalb der Weinanbau in der Neuen Welt nicht nur eine warme Erinnerung an die milde Sommerluft, die zart die Reben in meiner hessischen Heimat strich, bis diese im goldenen Oktober ihren kostbaren Saft preisgaben – nein, für mich wurde der Weinanbau zu einer Disziplin, die es vermochte, ein ganzes Volk auf eine höhere Stufe der Gesittung zu heben. Ist doch der Wein den rohen Getränken Bier und Schnaps weit überlegen, weil in ihm nicht nur jahrhundertealtes Wissen unserer Vorfahren eingebunden ist, sondern auch ein geheimnisvolles fragiles Gleichgewicht zwischen Süße und Säure, zwischen der Kraft der stabilisierenden Gerbsäure und dem spielerischen Lächeln der Obstsäure; weil in ihm Platz für das Trockene im Nassen, für das Vorsichtige im Gewissen und für das Mutige im Genießen ist.

Aber, wie lange hat es gedauert, bis wir in der Neuen Welt überhaupt Wein anbauen konnten. Meine aus der alten Welt mitgebrachten Reben, ein Blauling, ein Gornisch, ein Lamprich und ein Honigler, die mir Freunde aus den Bangärten, wie man in Siebenbürgen die Obst- und Weinberge nennt, mitgegeben hatten – waren nach wenigen kurzen Jahren am Ende. Ich musste es bitter lernen: Die europäischen Rebsorten starben in der Neuen Welt an Heimweh. Die Luft ist im Juli und August elektrischer als auf dem alten Kontinent und sie enthält weniger Wasser. So waren wir gezwungen, mühsam, in aller Ruhe, mit Geduld einen neuen Rebtypus zu entwickeln. Wir kreuzten dabei alles miteinander was wir hatten, um neue robuste Sorten zu erhalten. Wir verabschiedeten uns von vertrauten Reben, die uns durch so viele Generationen in der alten Welt begleitet hatten und wir begrüßten Sorten, die in der Neuen Welt aufgewachsen waren.

Wie oft saßen wir mit feuchtem Aug am Weinacker und es schmerzte uns, wie das Vertraute verdarb. Und wie oft verfluchte ich dieses neue Land, welches mit den lieblichen milden Hängen der Gießener Heimat so wenig gemein hatte.

Aber wie Christus im Brot und Wein ein Neuer für uns wurde, so mussten auch wir das Neue machen. Nichts bleibt, wie es ist. Und vielleicht gibt es schönere Zeiten, aber diese ist die unsere. So dachten wir und machten ein großes Durcheinander, kreuzten die Reben und entwickelten neue Schnittmethoden. Oft überließen wir erstaunt einige Weinberge sich selbst, um nicht zu zerstören, was da Neues begann.

Und dann begannen – zuerst unmerklich, dann immer machtvoller – Jahre des Erfolges. Das Durcheinander von Altem und Neuen trug Früchte. Und die Arbeit bereitete Freude.

Wie geliebte Kinder pflegten wir unsere Reben, freuten uns ihres Gedeihens, sahen mit Lust die herrliche Frucht sich entfalten und wurden dabei, weil noch immer so viel Neues zu versuchen ist, in einer wohltuenden steten Spannung gehalten.

Diese stete Spannung hat mich bis heute nicht losgelassen. Ich will es nicht verhehlen: Anfangs noch hielt ich den Wein als solchen anderen Getränken überlegen, die mir Roh und Grob erschienen. Ich glaubte, der Wein würde wie ein Zaubertrank das Volk erheben und den humanen Fortschritt befördern. Aber heute muss ich gestehen, dass dies zu viel gewünscht ist von einem guten Tropfen. Sicher: Der Weinanbau und der Weingenuss schaffen dem Leben gegenüber eine Freundlichkeit und eine kluge Gesinnung, die kein Schnaps der Welt zu erreichen vermag. Aber zum Wein muss noch etwas kommen: Die tiefe Sehnsucht nach der Freiheit eines jeden Menschen. Erst dann wird aus dem Rausche ein gemeinschaftliches Werk, das alles Alte und Mürbe hinwegfegen kann.

Auf dem Fußwege von Bremerhaven hierher, den ich gestern entschlossen durchführte, nur unterbrochen von einer kurzen Rast bei Gerstebrot und Rotwein unter den Linden eines Gasthofes, dachte ich darüber nach, was ich Ihnen heute sagen kann. Von unserem Aufbruch in der Neuen Welt ist vieles anders geworden, als wir es uns gewünscht hatten. Sicher, in den USA ist die Sklaverei abgeschafft – aber wenn ich Ihre Zeitungen richtig lese, gibt es sie in manchen Teilen der Welt in neuem Gewand. Sicher: Auf dem alten Kontinent gibt es kaum noch Hunger. Ab mit der Fülle der Mägen geht die Leere der Herzen einher, so scheint es mir. Manch erloschenes Gesicht habe ich in der Zone, die nur Fußgängern vorbehalten ist, mit Erschrecken gesehen. Vor 170 Jahren sind wir unter Opfern und Schmerzen ausgewandert. Aber mir scheint, dass kann ich Ihnen nicht mehr raten. Denn wo sollte der Flecken sein, an dem man einfach alles neu beginnen könnte? Und vor 170 Jahren hieß unsere Parole Freiheit und Demokratie. Und nun, wo sich die ganze Welt in dies Gewand gekleidet hat, stehe ich da, wie der kleine Junge in dem alten Märchen, der des Kaisers neue Kleider nicht zu erkennen vermag und laut ruft: Der Kaiser ist doch nackt!

So fällt mir kein Land, keine Insel, kein Ort und kein Wort ein, wo unsere Zukunft besser sein könnte. Und vielleicht sind es viele Orte und viele Worte – und vielleicht ist es einfach der Ort, an dem Menschen mit und ohne Wein zusammenkommen, um über die Zukunft gemeinsam zu sprechen.

In diesem Sinne begründen wir heute alle hier den Utopischen Weinanbau und wollen fortan jede Flasche guten Weines nutzen, an dieser Utopie zu arbeiten.